

(S. 194-199). Hier vermisst der Rez. allerdings den Hinweis auf P. Schäfer, *Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums*, Tübingen 2010. Diese ambivalente Verzahnung der antiken Juden mit dem sie jeweils umgebenden kulturellen, politischen und weltanschaulichen Milieu belege ihre Bedeutung für und ihren Platz in der Altertumswissenschaft.

In einer ausführlichen Rezension hat Raphael Brendel die englische Originalausgabe von 2014 gewürdigt (H-Soz-Kult 20.04.2015) und dort einige bedenkenswerte Monita hinsichtlich der Auswahl der geschilderten Ereignisse in den Kapiteln I bis IV sowie berechnete Defizite in der Bibliographie vorgebracht. Außer der oben schon genannten Studie P. Schäfers wären aus Sicht des Rez. noch M. Schuol, *Augustus und die Juden. Rechtsstellung und Interessenpolitik der kleinasiatischen Diaspora*, Frankfurt/M. 2007, K. Bringmann, *Geschichte der Juden im Altertum. Vom babylonischen Exil bis zur arabischen Eroberung*, Stuttgart 2005, und U. Baumann, *Rom und die Juden. Die römisch-jüdischen Beziehungen von Pompeius bis zum Tode des Herodes (63 v. Chr. – 4 v. Chr.)*, Frankfurt 1983 beachtenswert gewesen.

Als gewöhnungsbedürftig erweist sich nach dem Empfinden des Rez. der vom Verf. verwendete und von der Übersetzerin nachgebildete argumentative Schreibstil („ungewöhnlich argumentativ“, S. 211). Verf. merkt dazu an: „Meines Erachtens erfordert das Thema nämlich eher einen argumentativen als autoritativen Stil, ...“ (S. 211), weil er offensichtlich davon ausgeht, seine Darstellung auf diese Weise genauer in die bislang geführte wissenschaftliche Diskussion einbetten bzw. von ihr abgrenzen zu können, allerdings um den Preis gelegentlich schwererer Lesbarkeit.

Ungeachtet dieser Marginalien kommt auch der hiesige Rez. zu dem Ergebnis, dass dieses Buch eine überaus lohnenswerte Lektüre für Altphilologen darstellt, weil es kenntnisreich in einen in historischer Perspektive weniger beachteten Teil der antiken bzw. spätantiken Geschichte einführt.

MICHAEL WISSEMANN

D. Konstan, Beauty – The fortunes of an ancient Greek idea, Oxford University Press, 2014. 262 Seiten inkl. Literaturverzeichnis und Register. Hardcover: 19,99 £ (2015) – ISBN 978-0-19-992726-5. Paperback: 14,99 £ (2017) – ISBN 978-0-19-066344-5. U.S. \$ 29,95 (Hardcover).

Wird der Ursprung von Wissenschaft ursprünglich dem Staunen¹ zugeschrieben, später dann einer gewissen, vorbehaltlich theoretischen Neugierde,² so darf man bei David Konstan mit Recht behaupten, es habe sich um Versuchung gehandelt, auch wenn er sie als Einladung durch einen Kollegen und Freund³ deklariert. Wie es ihm einerseits unmöglich war zu widerstehen, oder in anderen Worten: sie auszuschlagen, so – zumindest hat es den Anschein – gelang es ihm andererseits, ihr – auch wenn es verwundern mag – weitgehend interesselos sich zu widmen. Insofern dies überhaupt möglich ist.

Während Kant noch darauf aus war, das Schöne und damit Schönheit als solches zu begreifen, also zu fassen, was dieses bzw. diese ist und was es/sie ausmache,⁴ so verzichtet David Konstan a priori auf einen solchen Versuch, sondern ist – gemäß seiner Profession als Philologe – bemüht, das zu analysieren, was vom Schönen in Sprache sich abbildet bzw. abbildete, oder präziser, was von ihm in Diskursen, die über es statthatten, sich niedergeschlagen hat. Ein solches Verfahren, übrigens das übliche eines Philologen, kann allerdings nur mangelhaft sein, da eben das Schöne nicht völlig in Sprache aufgeht, nicht ganz

und gar sich versprachlichen lässt. Jener überschüssige Rest, oder um mit Adorno zu sprechen, das Nicht-Identische am Begriff des Schönen mit seinem Gegenstand (Heidegger münzte dies in die Junktur „ontologische Differenz“),⁵ fand somit keine Beachtung, entzog sich der Betrachtung und fand nicht Eingang ins Buch. Zudem wurde die generelle Aufgabe, wie ein Problem, dessen Gegenstand der Ästhetik zuzuschlagen ist, philologisch zu lösen wäre, nicht methodisch einwandfrei gelöst, wenn auch der Versuch, die Psychologie in die Verantwortung zu nehmen, um die Wirkung des Schönen wie der Schönheit allgemein auf den Menschen zu erklären als auch die Versprachlichung dieser Wirkung dafür als Beleg zu nehmen, unternommen wurde, jedoch ohne die Voraussetzungen hinreichend zu reflektieren.

Abgesehen von diesen philosophisch-methodischen Prämissen, zeigt sich Konstan auf der Höhe seiner sich vorgesetzten Aufgabe und liefert eine diachrone Bestandsaufnahme in ihrer ganzen semantischen Breite, wie sie einem solchen Begriff bzw. einer solchen Begrifflichkeit geschuldet ist, eingeschlossen der unvermeidlichen Konnotationen wie *attractive* und *sexy* (S. 1.), wie sie nicht nur der moderne, hier: englische Sprachgebrauch suggeriert, von dem K. allerdings ausgeht. Dann erst, im Kapitel 2, gilt die Frage dem Griechischen und ob es einen Begriff für *beauty* gegeben habe, um dann auf S. 35 den ältesten Beleg für κάλλος bei Homer in der Ilias aufzurufen. Hiernach werden sämtliche Autoren, darunter Hesiod, Theokrit, Simonides, die Rhetoriker über Pindar, die klassischen Autoren, die Tragiker und viele andere mehr in den Zeugenstand bemüht. Während Kapitel 3 nach dem Wesen von Schönheit fragt und in teilende Betitelungen wie *beauty and desire*, *beauty and gender*, *beauty and virtue* sowie *beauty and the*

best: the role of the class, sich unterteilt, nimmt Kapitel 4 theoretische Schriften in den Blick, die u. a. der Ästhetik allgemein wie der Bildenden Kunst im besonderen verpflichtet sind. Schließlich, im Kapitel 5, zeigt K. sich als Kulturkomparatist und weitet seinen Blick gleichfalls auf Römisches wie die hebräisch-jüdische Tradition, um dann im letzten und 6. Kapitel nochmals auf heutige Perspektive, wie sie zurück in die (griechische) Antike sich senkt, zu rekurrieren, um wiederum daran zu demonstrieren, wie auch die griechische Sicht ins Heute reicht und auf den heutigen Schönheitsbegriff wirkt. Dem ist dann kaum noch etwas hinzuzufügen.

Dem europäischen Leser wie auch der Leserin wird eventuell nicht entgehen, dass trotz regen personellen Austauschs zwischen beiden Kontinenten, es eine verschiedene und demnach amerikanische Arbeit ist, wie zumindest es dem Rezensenten schien. Dies drängte sich unter anderem dabei auf, dass eben sämtliche Ebenen der Analyse, sei es die begrifflich-philologische, die ästhetische, die kunsttheoretische, die moralische, die rezeptionspsychologische, die alle irgendwie untrennbar mit dem Schönen, dem Begriff des Schönen wie Schönheit überhaupt stets verbunden sind, sich darin überlagern, koexistieren, ineinander übergehen, eingeschlossen darin die Abstraktionsprozesse und -leistungen, etc., irgendwie antithetisch oder als binäre Optionen in K's Text verhandelt werden: Zweifellos ist bei solcher Komplexität deren Reduktion unvermeidbar, doch bis zu welchem Grad, und zu welchem Preis? Mit welchem Erkenntnis- bzw. vielmehr Verständnissgewinn? Oder handelt es sich um Erkenntnisverlust, der dennoch als Gewinn bilanziert und als solcher ausgewiesen wird? Oder wäre im Gegensatz hierzu nicht eher zu fragen, ob vielleicht ein gewisser amerikanischer Pragmatismus beim Umgang mit diesen

Texten über *beauty* nicht doch von Vorteil ist? Wie auch immer, das Verdienst dieses Buches und seines Autors liegt in der Fülle des versammelten und ausgebreiteten Materials, der Menge der Belege, der großartigen Arbeit mit den Quellen, der Reichhaltigkeit der Befunde, so dass dieses Werk eine willkommene Hilfe sein wird für jeden, der erneut nach Schönheit und dem Schönen fragen wird, und dies weit über den griechisch-antiken Horizont hinaus.

Anmerkungen:

- 1) Von jenem $\theta\alpha\upsilon\mu\acute{\alpha}\zeta\epsilon\iota\nu$ als Ursprung von Wissen und Wissenschaft wusste schon Platon (Thaet. 155d), was ebenso Aristoteles, Met. I 2, 982 b 12 vorbringt.
- 2) vgl. H. Blumenberg, *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*, Frankfurt a. M. 1988, passim
- 3) Konstan, *Beauty*, ebd. S. xi
- 4) E. Kant, *Kritik der Urteilskraft*, Hamburg 2003, passim, insbes. S. 47-104 [201-244] bzw. B1-B73; die hiernach getroffene Unterscheidung zum Erhabenen als Sonder- bzw. Spezialfall des Schönen, S. 105ff., scheint für D. Konstan in der (griechischen) Antike noch nicht verhandelt worden zu sein.
- 5) vgl. M. Heidegger, *Identität und Differenz*, Pfullingen 1957 (91990), S. 37 u. ff. passim; der Begriff selbst findet sich in: M. Heidegger, *Der Ursprung des Kunstwerks*, Stuttgart 1960, S. 90

CARSTEN SCHMIEDER

Herrmann Niedermayr: Lexikalische Schatzhäuser. Lateinische Schulwörterbücher von 1500 bis heute. Latein-Forum 91/92, Innsbruck 2017, Sonderausgabe, 217 Seiten, EUR 20,-.

Herrmann Niedermayr hat eine exzeptionelle Publikation vorgelegt. Sie ist als Sonderausgabe des österreichischen Periodikums *Latein-Forum* erschienen. Ihre Entstehung verdankt sie der unmittelbaren Begegnung des Autors mit der Problematik einer effektiven Wortschatzvermittlung im Rahmen der Über-

setzung Latein-Deutsch. Konkreter Anlass war die Mitarbeit des Autors an der Neuauflage des „Stowassers“. Die Publikation ist auf drei Teile hin angelegt.

Der erste Teil „Sprachdidaktische und lexikologische Grundlagen“ setzt sich intensiv mit der schulischen Vermittlung des lateinischen Wortschatzes auseinander. Dabei wird zunächst die Methodologie in Theorie und Praxis vorgestellt und diskutiert, anschließend der fachdidaktische Forschungsstand auf der Grundlage einschlägiger Publikationen schwerpunktmäßig behandelt. Dieser Teil lässt sich durchaus als fachdidaktisches Lehrbuch der Wortschatzbehandlung im Unterricht verstehen. Insofern beseitigt er ein bisheriges Defizit. Die verschiedenen Wortschatzgruppierungen werden beschrieben, in ihrer Bedeutung geklärt und in ihrer Problemträchtigkeit durchdacht, also der Grundwortschatz, der Aufbauwortschatz, der autorenspezifische Ergänzungswortschatz, der Kulturwortschatz. Zu Recht wird auf die Notwendigkeit von Wortschatzstatistiken bei Auswahl und Umfang der zu lernenden Wörter verwiesen. Wieviel an Texten von welchen Autoren zur Grundlage solcher Untersuchungen gemacht werden sollen, ist seit Anfang sehr umstritten. Darüber wird umfassend informiert.

Der Rezensent kann hier die eigene Erfahrung mit einbringen. War er doch in der heißen Phase an der Diskussion darüber selbst leidenschaftlich beteiligt. Die Neuschaffung des CURSUS-Lehrwerkes vor ca. 50 Jahren basiert erstmals auf einer Häufigkeitsstatistik zum Wortschatz, wobei seinerzeit eine Textmasse von 120 000 LW aus allen in den Lehrplänen zur Lektüre vorgeschriebenen Autoren als notwendig angesehen wurde. Schon damals ist dafür – auch in entsprechenden Veröffentlichungen – die didaktische Begründung für